Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 6. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244 a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. Nr. 48. Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin 29. November 1902 Bremen.

Inhalt: Advent. Von Karl König. — Handel und Ethik. Von Traub. — Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Von H. Lehmpfuhl. — Sonderbare Beratungen. Von D. — Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. II. Von J. Gmelin. — Umschau. — Gedicht: Idealismus. Von Johann Beyer. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Unter den „Gemeinschaftsleuten". I. Von G. S.

Advent.

Advent lädt uns ein, die Blicke rückwärts zu wenden. Wir sehen den großen Gärtner dieser Erde bei seiner Arbeit. Es ist saure Arbeit, es ist seligmachende Arbeit. Aus Natur soll Geist wachsen, aus Traum und Trieb Ichbewußtsein und sich selber zügelnder Wille. Alle Verkettung soll zu Erlösung, alle Knechtung zu Freiheit werden. Was hat Gott an der Seele der Völker arbeiten müssen, was haben die Völker Gott an sich arbeiten lassen müssen, daß der Geist in ihnen ein Freier und ein Herr der Dinge würde. Eine göttliche Veredlungsarbeit von Jahrmillionen liegt vor der Geburt Jesu von Nazareth. Und das Volk, das ihn der Welt zu schenken von Gott erwählt war, hat Gott in ganz besondere Zucht genommen. Was hat dies Volk leiden müssen, bis es das edelste aller Menschenkinder hervorzubringen die Reife hatte! Nichts, aber auch nichts konnte ihm erspart bleiben. Bis ins Unerträgliche mußte die Spannung zwischen erbärmlichster Wirklichkeit und alles überbietendem Glauben steigen; bis an den Abgrund der Verzweiflung an aller und jeder Zukunft mußte dies Volk herangerückt werden, um auf die dunkle Wand, die es vor sich sah, mit glühendsten Farben hinzumalen das riesenhafte, geradezu aberwitzige Hoffnungsbild von Weltuntergang und Welterneuerung, vom Sturz des römischen Satans und sieghaften Kommen des Messias aus dem Stamme der Davididen zum Antritt seines Reiches der Kraft und Herrlichkeit. Erst unter dieser furchtbaren Spannung, als die Seele dieses Volkes ganz Verzweiflung und eben darum ganz Hoffnung, ganz Zukunft, ganz Gotteshilfe war, konnte der ihr geboren und wirksam werden, in dem wirklich Untergang und Aufgang war, und Zeit und Ewigkeit, Erde und Himmel, Mensch und Gott zu schöpferischem Bunde sich die Hände reichten, Jesus von Nazareth. Aus aller und jeder Verkettung riß er sich ganz und gar heraus, weil ganz und gar in Gott hinein. So wurde er das Gotteskind, der Freie, der Herr, der Christus. — —

Was hat das Judenvolk leiden müssen, bis aus ihm das Gotteskind geboren wurde. Und was werden wir ein jeder leiden müssen, bis das Gotteskind in uns geboren ist. Die Wehen sind verschieden, unter denen die seelische Neugeburt erfolgt. Bei manchem ist es eine stille Umwandlung, für die er selber nicht Anfang, Mitte oder gar Ende angeben kann. Andere wieder müssen bis hart ans Grab der Selbstverzweiflung heran, um das ganze Glück, die ganze freie Seligkeit der Gotteskindschaft mit beiden Händen auf einmal zu fassen, fest, nicht wieder entreißbar. So war es bei Paulus und Luther. Aber wie es auch sei, ohne starke innere Arbeit soll es keiner haben, und wem es scheinbar mühelos gegeben ward, der sehe zu, daß er nicht eines Tages leere Hände hat! Gerade hier sind Gabe und Aufgabe untrennbare Geschwister. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

Es deuten heute viele Zeichen auf eine religiöse Erneuerung unseres Volkes, auf einen neuen Advent. Aber er will, soll er nicht nur schönes Geschwätz sein, erlitten und erstritten werden, im Kampf wider alles niedere, im Kampf für alles höhere Leben. Es giebt kein Ja ohne Nein. Wer nichts hinter sich bringt, bringt nichts vor sich. Wer das Nein fürchtet, kommt niemals zum Ja. Der Atheismus, nicht nur der Bierphilister, ist zu einem großen Teile nichts als sittliche Feigheit. Lasset uns tapfer sein, vor allem gegen uns selbst! Dem Mutigen gehört die Welt. Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen.

Urspringen. Karl König.

Handel und Ethik.

Nachdem die hinter uns liegenden Jahrzehnte die theologische Forschung auf dem Gebiet der biblischen und historischen Theologie befruchtet haben, sind es in den letzten Jahren die ethischen Fragen, welchen sich die Aufmerksamkeit immer mehr zuwendet. Die Sozialdemokratie hat durch ihre prinzipiellen Auseinandersetzungen, noch mehr durch die von ihr ins Leben gerufene Massenbewegung den theologischen Ethikern neue Fragestellungen aufgenötigt. Die Berufsgebiete des wirtschaftlichen Lebens erfordern eine neue ethische Untersuchung. Die mächtig anwachsende kapitalistische Betriebsform des Geschäftslebens, die Konzentrationstendenz des Geldkapitals, die verhältnismäßig neuen Erscheinungen der großen industriellen Vereinigungen in Großhandel und Großindustrie, der Kartelle und der Trusts, die Zusammenballung der organisierten Arbeiter- und Arbeitgebermächte — all diese Ereignisse, die wir tagtäglich in ihrer Entwicklung beobachten können, erfordern von dem, der es mit seinem christlichen Glauben ernst meint, eine Beurteilung. Es wäre doch eine Bankrotterklärung dieses christlichen Glaubens selbst, wenn er uns in der Welt des Verkehrs und des Geldwechsels nichts mehr zu sagen hätte. Diesen wirtschaftlichen Problemen und ihrer sittlichen Bewältigung wendet sich mancher sogar lieber zu als den gleichmäßig sich aufdrängenden politischen Problemen. Die Undurchsichtigkeit der Verhältnisse scheint geringer, die Möglichkeit einer wirkungsvollen Beeinflussung größer zu sein, als in der Welt der äußern Politik.

So ist es nicht zu verwundern, daß die Entwicklungsformen des modernen Handels die sittliche Beurteilung herausgefordert haben. Mit glühendem Ernst wurde von Männern wie Rade, Förster u. a. der Widerspruch kaufmännischen Geschäftsgebarens mit den Grundsätzen christlicher Sittlichkeit betont. Es erscheint nach ihnen beinahe unmöglich, ein tüchtiger moderner Kaufmann und zugleich ein gewissenhafter Christ zu sein. Schon 1898 hat Rade darauf hingewiesen, daß „keiner unserer Ethiker eine Ethik des Handels geschrieben hat. Diese muß aber doch zu schreiben sein. Der ganze Handel hat nur den obersten Zweck: Gelderwerb. Ist nun ein Kaufmann über alle Schwankungen und Gefahren glücklich hinaus, hat er sein Schäfchen im Trocknen, so kann er wohl sein Geschäft nach den nobelsten Prinzipien führen. Aber so lange er emporstrebt, so lange er im Kampfe mit der Konkurrenz steht, ist es unmöglich, zugleich Christ sein und den Vorteil des Geschäfts wahrnehmen. Ausnahmen giebt es ja unter besonders glücklichen Umständen . . . .“ Und ähnlich klagt der evangelische Pastor an der deutschen Gemeinde in Manchester, Veit: „Bei der heutigen Striktur unseres Wirtschaftlebens lastet auf allen Kaufleuten ein ehernes Gesetz, und dieses dem Erwerbsleben immanente Gesetz schafft notgedrungen eine Ethik, deren Prinzip es ist, den Selbsterhaltungs- und Herrschaftstrieb in solcher Weise zu sanktionieren, daß es erlaubt scheint, skrupellos alle Mittel zu benutzen, die gesetzlich nicht verboten sind, und zu handeln ohne Rücksicht auf die Schädigung, die andere durch diese Handlungsweise erleiden. Wo aber in einem Lebensgebiet der materielle Vorteil das letzte Prinzip des Handelns wird, muß notwendig eine Handlungsweise erscheinen, die diametral den Grundsätzen der christlichen Ethik zuwiderläuft. Darum sind die Grundsätze, nach denen heute unser geschäftliches Leben geleitet wird, schlechthin unchristlich.“ Es ist wirklich dankenswert, daß von dieser Seite der Widerspruch so scharf herausgestellt worden ist. Die ethischen Probleme drücken mehr als die dogmatischen.

Gegen diese moralische Beurteilung bezw. Verurteilung des Handels wendet sich eine kleine Schrift unter dem Titel: Handel und Ethik.*) Auch sie hat einen Pfarrer zum Verfasser und sie verdankt ihre Entstehung ebenso der unmittelbar persönlichen Berührung mit Handelskreisen — der Verfasser, Bußmann, ist als Pfarrer an der deutschen evangelischen Gemeinde in Buenos Aires angestellt. Er verweist mit vollem Recht darauf, daß jene ethischen Ausführungen einen breiten pietistischen Einschlag zeigen. Sie stehen in der Beurteilung der politischen und wirtschaftlichen Fragen den Gemeinschaftskreisen näher, als Luther in seiner Herbigkeit und seinem geschichtlichen Gerechtigkeitsgefühl. Bußmann stellt es als eine Gefährdung unseres Mitempfindens mit dem Kaufmannsstand dar, „wenn man nicht die Pflicht der Gerechtigkeit erfüllt, den Angehörigen dieses Standes zu zeigen, daß ihr Beruf an und für sich ein ebenso christlicher ist, wie der eines Landwirts, Handwerkers und Pfarrers, und daß die treue Erfüllung unseres Berufes mit christlichem Gewissen, das selbst alle Konflikte, die in keinem Berufe ausbleiben, zu lösen sucht, der Beitrag ist, den wir, jeder einzelne, zum Reiche Gottes zu leisten haben“. (S. 15.) Das Anziehende dieser Broschüre Bußmanns ist, daß er die Konsequenzen scharf zu ziehen veranlaßt und zwar nicht von einem formalen Maßstab, sondern vom geschichtlichen Leben aus.

Jeder Beruf ist als solcher gleich viel wert wie der andere. Jeder Beruf hat seine bestimmten Gefahren. Diese Gefahren sind, weil mit der Technik verbundene, für die Beschäftigten in den einzelnen Berufen gleich groß. Die Gefahren des theologischen Berufes sind, sittlich gewertet, nicht geringer, wie die des kaufmännischen, die Gefahren der praktischen Berufe nicht kleiner, wie die der akademischen. Die Versuchung bezw. Erprobung des Charakters wird veranlaßt durch die Technik des einzelnen Berufs. Das Handwerksmäßige auszugleichen gegen das Persönliche ist die Kunst der Charakterbildung. Es wäre nun verkehrt, eine bestimmte Ethik zu verlangen für den Handel, oder für die Landwirtschaft, oder für die Industrie. Gerade die Ausgestaltung der Pastoralethik beweist, wie unmöglich, ja dem protestantischen Geist widersprechend es ist, die Ethik dadurch zu stärken, daß man sie in Berufsanweisungen zerfasert. Die Ethik erfaßt den Menschen in seiner Verantwortung und in seiner Selbständigkeit. Die Berufe bilden nichts anderes als das Rohmaterial, an denen sich jene Eigenschaften bewähren sollen. Wir würden es anders ausdrücken können: Die Reformation hat Wissenschaft und Kunst aus dem Dienst einer bestimmten kirchlichen Dogmatik entlassen, und hat den Staat als ein eigenartiges Rechtsgebiet neben der Kirche anerkannt. Damit ist als Konsequenz gegeben: die Emanzipation jeder Berufstechnik von ethischen Berufsnormen. Bußmann sagt mit Recht: „Wenn man meint, daß unsere modernen Erwerbsverhältnisse womöglich auf politischem Wege geändert werden müssen, damit man ein Christ sein kann, so ist das verkehrt, wie sich ganz deutlich an der Stellung der Apostel zur Sklaverei zeigt.“

*) Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1902. 1 ℳ. 60 S.

Unter den „Gemeinschaftsleuten“.

Eine Studie.

I.

Durch den „Fall Horst“ ist das Interesse für die sogenannten Gemeinschaften, das im letzten Jahrzehnt an sich schon in stets wachsender Bewegung war, in weiten Kreisen der evangelischen Landeskirchen Deutschlands neu erregt. Der nüchterne Mann, der dem Drange des Tages mit seinen tausend kleinen und großen Interessen nachzugeben genötigt ist, die verständige Frau, die schlicht und recht ihre Pflicht thut in kleinem oder größerem Kreise, die werden freilich nur schwer ein innerliches Verständnis gewinnen für die immerhin sonderbare Frömmigkeit, die in solchen Gemeinschaften geübt wird.

Es ist in diesen Blättern gelegentlich des Falles Horst über die eigenartige Erscheinung dieser pietistischen Zirkelreligiosität geredet worden, und ich will das Für oder Wider in dieser Bewegung nicht durch langweilige theoretische Erörterungen von neuem aufwärmen. Ich will mir nur erlauben, unseren Lesern einige kleine Erlebnisse aus meinen Berührungen mit Gemeinschaftsleuten vor Augen zu führen, die ich Studien nenne, weil sie einen wohl nicht zu unterschätzenden Beitrag liefern für die Erkenntnis der wundersamen Spezies „Mensch“.

Ich war Vikar in einem Dörfchen einer preußischen Provinz, wo ich als Substitut eines jovialen und begabten Pastors ein lehrreiches und angenehmes Jahr verleben durfte. Im Nachbardorf war ich seit Jahren in einem freundlich-gastlichen Hause bekannt, und es war mir von nicht geringem Reiz, mit dem Oberhaupt desselben, einem vermögenden Rentner mit großer Familie, bei jedem Zusammentreffen in Gespräche über religiöse, kirchliche und auch theologische Fragen zu geraten. Herr M. war Gemeinschaftsmann und hielt in seinem Hause Gebetsstunden, zu denen sich gelegentlich „Erweckte“ und „Bekehrte“ aus der ganzen Provinz zusammenfanden, die er mit größter Gastlichkeit beherbergte. Aus der eigenen Dorfgemeinde fanden sich immer nur einzelne alte Mütterlein hinzu, die nicht mehr arbeiten konnten und an sich zu einem beschaulichen Leben geneigt waren.

Sonst hatte Herr M. im Orte wenig Sympathie. Er war zwar langjähriges Mitglied des Kirchenvorstandes, jedoch sein Drängen auf Bekehrung in den Sitzungen, sein „Zeugnisablegen“ bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit und seine nicht bloß freimütige sondern eher mit einer Art heiliger Unverfrorenheit geübte Kritik an den Predigten des Ortsgeistlichen und an den Maßnahmen des Kollegiums, soweit sie nicht in seinen Kram paßten, machten ihn bei vielen nüchternen und schlicht kirchlichen Leuten zum mindesten zur komischen Figur. Der übrigens gut orthodoxe Pastor hatte jahrelang aus den obbenannten Gründen viel Ärger mit dem Herrn M. und stand ihm, obwohl er mitunter in seinem Hause verkehrte, seinen Eifer immerhin schätzte und seinen Zwecken dienstbar zu machen

Damit hängt eine andere prinzipielle Konsequenz zusammen. Berufe haben ihre geschichtlich wechselnde Technik. Der Handel zur Zeit der Fugger war ein anderer, wie der moderne Handel. Der Kaufmannsstand hat in dem letzten Jahrhundert eine vollständig veränderte Physiognomie angenommen. Wer nun über „Christlichkeit“ oder „Unchristlichkeit“ eines geschichtlich sich entwickelnden Standes urteilen will, der hat nicht das Recht, diese geschichtliche Entwickelung nur an einem geschichtslosen Ideal der Vollkommenheit zu messen. Denn einmal wird das Urteil über die moderne Handelstechnik gerade auf ihre ethische Tüchtigkeit hin anders lauten, wenn wir die Handelsusancen und den Rechtszustand früherer Jahrhunderte befragen, als wenn wir den Maßstab des Ideals unmittelbar in die historische Wirklichkeit hineintragen. So wenig wir eine moralische Beurteilung des Pfarrerstandes bloß auf Orientierung an dem Pfarrideal, sondern auch auf geschichtliche Vergleichung mit der eigenen früheren Entwickelung des Standes stützen, so wenig dürfen wir diese vergleichende Beurteilung einem andern Stand versagen. Dazu kommt ein Zweites. Wir sind deshalb nicht berechtigt, jenes Vollkommenheitsideal mit voller Schwere auf die Beurteilung drücken zu lassen, weil wir gar kein klares Bild davon haben, wie der „vollkommene christliche“ Handel oder die „vollkommene christliche“ Landwirtschaft aussehen wird. Man operiert leicht mit dem Gedanken, wie der Handel sein „sollte“ oder wie die Landwirtschaft sein „sollte“; aber dieses Ideal technisch zu gestalten, ihm einen technischen Leib zu geben, ist unmöglich. Denn die Beziehungen der Stände, der Völker, die Menge der Kombinationen mechanischer und intellektueller Art wechseln mit der Geschichte. Und in diesem Werden und Wechseln liegt die Tendenz nach der Vollkommenheit hin, liegt zugleich die Gewähr für den religiösen Glauben, daß Gott die Welt regiert. „Gott giebt den Fortschritt, aber nicht als Abschluß: in jedem Fortschritt stellt er den Menschen wieder eine neue, höhere Aufgabe.“ Gott ist ein Gott der sich entwickelnden Zeit.

Im einzelnen dürften besonders wertvoll die Nachweise sein, daß die Charakterisierung des Handels als rein egoistischen Gelderwerbs durchaus schief ist. „Das Geld ist dem Kaufmann zu sehr Werkzeug, um ihn beherrschen zu können.“ „Der Geiz findet sich beim kaufmännischen Stand nicht häufiger, als anderswo.“ Vor allem wird hervorgehoben, welch großes sittliches Kapital in der weitverzweigten Kreditwirtschaft unserer Tage enthalten ist, wie ein Geschäft auf dauernder Höhe nur mit Aufwand der peinlichsten Gewissenhaftigkeit erhalten werden kann, wie „die Konkurrenz ein Hebel zur Versittlichung ist und die Maßnahmen reguliert, die sonst vom Egoismus noch viel mehr beherrscht würden.“ Der Handel bleibt sozialer Dienst. Damit hat er sein Recht unter den Berufen erwiesen. Es muß möglich sein, in diesem Beruf gerade so gut Christ zu bleiben, wie in allen übrigen Berufen. Der Beruf ist und bleibt die hohe Schule für Charakterbildung.

So begrüßen wir diese Schrift mit Freuden. Wenn wir einige Gedanken weiter ausgesponnen haben, so soll es nur ein Zeugnis sein für die anregende, bescheidene und gerechte Form, in welcher ein Pfarrer in einer Großhandelsstadt mit gutem Gewissen sich und seine Gemeinde verteidigt.

Dortmund. Traub.

Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten.

Es mag manchem verwunderlich erscheinen, es ist aber Thatsache, daß wir noch keine nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen gearbeitete Gesamtdarstellung der Mission der christlichen Kirche besitzen. Wir haben wohl Monographien über einzelne Ausschnitte, Perioden und Gebiete, wir nennen D. Warnecks Abriß einer Geschichte der protestantischen Mission, Prediger Ritters Geschichte der protestantischen Mission in Japan und das jetzt im Erscheinen begriffene umfangreiche Werk des Missionars Pfr. Haas in Tokyo: Geschichte des Christentums in Japan, von dem bisher Band I über die Anfänge der katholischen Mission vorliegt. Aber wir können noch keine Gesamtdarstellung aufweisen. Wenn jedoch die Zeichen nicht trügen, so werden wir in absehbarer Zeit im Besitze einer solchen sein. Denn immer mehr und mehr bemächtigen sich die theologischen Fakultäten der Mission. Es müßte sonderbar zugehen, wenn uns nicht eines Tages einer der berufenen Vertreter kirchlicher Geschichtsforschung mit einer Gesamtdarstellung ihrer Geschichte beschenkte. Von strenger theologischer Forschung will man sonst in den Missionskreisen nicht viel wissen; man ist ja bei uns noch nicht einmal soweit, offen anzuerkennen, daß die beste Vorbereitung auf das Missionsamt das akademische Studium an unseren theologischen Fakultäten ist. Die theologische Forschung begegnet noch manchem Mißtrauen gerade in Missionskreisen. Wir sind gewiß, daß auch dies sich ändern wird, je mehr die theologischen Fakultäten sich die Missionsforschung angelegen sein lassen.

Und welche reichen Gaben haben unsere Fakultäten trotz aller Anfeindungen, die sie gerade heute wieder erfahren, zu

---

suchte, doch mit halbem Herzen gegenüber und wohl mit der Stimmung: Gott behüte mich vor meinen Freunden.

Im Hause des Herrn M. war fröhliche Hochzeit. Das älteste Töchterlein ehelichte einen gebildeten Kaufmann aus einer kleinen Stadt, der natürlich den besonderen Interessenkreisen seines Schwiegervaters schon längere Jahre nahe stand. Ich war geladen und entsprach um so lieber der Einladung, als einige reizende junge Damen guter Gesellschaftskreise das Fest zu verschönen versprachen, für mich jungen unverlobten Springinsfeld gewiß eine angenehme Perspektive.

Bald nach der Trauung begann die Festtafel, eine Festtafel wie sie alle sind. Nur in etwas bemerkte ich einen Unterschied. Zwischen den Gängen des Diners, ja zwischen mitunter gar fröhlichen Trinksprüchen wurden auf Vorschlag des Brautvaters Evangeliumslieder gesungen, jene meist weichlichen rythmischen Gesänge aus englischen und amerikanischen Pietistenkreisen, in denen die süße Liebe zu Jesus, dem „Herrn“ und dem „Lamm“, mehr oder weniger geschmackvoll gefeiert wird. In einem eigenartigen Gegensatz gegen diese Übungen stand die jedesmal sofort wieder sich einstellende heitere Feststimmung, die reichlich genossenen Speisen, der vorzügliche Wein, der einzelne vorlaute Gemüter schließlich über das rechte Maß hin begeisterte.

Nach dem Festessen zerstreute sich die Gesellschaft in die behaglichen Räume des großen Hauses. Das Tanzen unterblieb, da es gegen die Grundsätze des Hauses sei, und Männlein wie Fräulein suchten Ersatz in Pfänder- und anderen Spielen.

Ich war als junger Gesell ganz in meinem Element in der vergnügten Unterhaltung mit einem halben Dutzend junger Damen und Herren, als der Hausherr mich mit ernster Miene aus diesem Kreise herausholte und mich aufforderte, ihn in den Garten zu begleiten. Arglos folgte ich dem gastfreundlichen Herrn. Er begann in den schattigen Laubgängen, meinen Arm durch den seinigen gezogen, mir mit recht eigentlich unverfrorenen Bekehrungsversuchen zuzusetzen, die schließlich in der dringenden Aufforderung gipfelten — es war im Hochsommer und noch tageshell — an einem Bosket mit ihm niederzuknien und „den Herrn um meine Erleuchtung und Bekehrung“ zu bitten. Ich war auch damals nicht gerade im Herzen unfromm, ich diente meinem Gott schlecht und recht und verkündete den „Herrn“, wie es meines Amtes war, mit Eifer und Freude, aber solchem Ansinnen gegenüber wurde ich doch kalt. Ein Blick nach der Terrasse des Hauses, auf der der Damen lichte Gewänder neben den schwarzen Fräcken der Herren schimmerten, zeigte mir das Ansinnen meines Gastgebers in noch wunderlicherem Lichte. Was war hier sein Zweck und sein Ziel? Wollte er mich lächerlich machen vor der Gesellschaft? War er vielleicht betrunken? Das letztere kann ich nicht behaupten. Er war gleich mir völlig nüchtern, nur in Feststimmung und begeistert. Ich konnte seine gute, ehrliche Gesinnung nicht verkennen, aber ich begab mich doch nach dem völligen Scheitern seines Versuchs höchlichst verwundert mit ihm in den Festsaal zurück. G. S.

bescheren! Das ist wieder deutlich zu Tage getreten beim Erscheinen des neuesten Werkes des berühmten Berliner Kirchenhistorikers Prof. D. Harnack. In einem 561 Seiten umfassenden Bande hat er die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten behandelt. Es ist das erstemal gewesen, daß diese Materie überhaupt zum Gegenstande einer größeren Monographie gemacht wurde, und dieser erste „Versuch“ ist glänzend gelungen. Wir haben die Leistung eines Meisters vor uns. Jedes Kapitel des Buches ist ein Beweis dafür. Aus einem reichen Füllhorn spendet Harnack seine Gaben. Mögen andere seine philosophischen Positionen der Kritik unterziehen, — die Freude an dem Geschichtsforscher Harnack wird davon nicht berührt; denn als solcher steht er unter den gegenwärtigen unerreicht da. D. Harnack hat mit seiner Dogmengeschichte und seiner Geschichte der christlichen Litteratur der Welt zwei Werke geschenkt, die epochemachend gewesen sind. Er hat jetzt eine neue bahnbrechende Leistung hinzugefügt. An dem schwierigsten Zeitraum der christlichen Mission hat er seine Kunst erprobt: Und er hat durch sein Buch die Missionsgeschichtsschreibung auf eine neue Stufe gehoben. Wer es jetzt unternimmt, irgendwie eine Periode der christlichen Mission zu behandeln, wird Harnacks neues Werk zu Grunde legen müssen.

Soviel über die Bedeutung des Harnackschen Buches für die Missionswissenschaft. Aber wie hat er seinen Stoff behandelt? Er hat sein Buch in vier in sich abgeschlossene Abschnitte geteilt, die jeder ein Ganzes für sich bilden. Diese Längsschnitte sind gemacht, um die Hauptlinien und Hauptkräfte der christlichen Religion einheitlich und scharf hervortreten zu lassen.

Im „ersten Buch“ werden wir unterrichtet über „Das Judentum, seine Verbreitung und Entschränkung“, „Die äußeren Bedingungen für die universale Ausbreitung der christlichen Religion“, „Die inneren Bedingungen dafür (den religiösen Synkretismus)“, „Jesu und der Evangelisten Stellung zur Weltmission“, „Der Übergang von der Juden- zur Heidenmission“. Gleich in diesem Buch, das die Einleitung des Ganzen bildet, zeigt uns Harnack die ganze Virtuosität seiner Kunst. Es ist gewiß nicht alles neu, was er hier sagt. Aber neu sind die Lichter, die er auf das einzelne fallen läßt, neu ist auch die Beleuchtung, in die er es rückt, und vor allem: wie hat Harnack überall unsere Kenntnisse über die Vorbereitung des Siegeslaufs des Evangeliums durch die Welt zu vertiefen verstanden! Wir verweisen auf die Lektüre des Buches selbst. Als besonders gelungen wollen uns die Ausführungen des ersten Kapitels über die Propaganda des Judentums im römischen Reich und über die Vorbereitung des Judentums auf das Evangelium erscheinen. Folgende beiden Sätze aus diesem Kapitel mögen hier einen Platz haben: S. 7 sagt Harnack, nachdem er die große Verbreitung des Judentums im römischen Reich nachgewiesen hat (unter 54 Mill. zählte man $4^1/_2$ Mill. Juden, also etwa $^1/_{14}$ der gesammten Bevölkerung):

„Daß eine Religion, welche eine so starke Scheidewand zwischen sich und allen anderen Religionen aufrichtete und in ihrer praktischen Darstellung und in ihren Verheißungen so innig mit dem Volkstum verbunden war, einen so lebhaften Missionstrieb besessen und so große Erfolge erzielt hat, ist erstaunlich. Letztlich ist dies doch nicht aus Herrschsucht und Ehrgeiz zu erklären, sondern ist ein Beweis, daß das Judentum als Religion durch innere Umbildung bereits entschränkt war. Der Jude fühlte stolz, daß er der Welt etwas zu sagen habe . . ., was die ganze Menschheit angehe, — den einen geistigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, und sein heiliges Sittengesetz —, und aus diesem Bewußtsein heraus empfand er die Missionsverpflichtung.“

Und S. 11 heißt es bei Behandlung der Frage, inwiefern das Judentum für das Evangelium vorbereitet war:

„Die Umwandlung einer Volksreligion zu einer Weltreligion kann auf doppelte Weise geschehen: durch Reduktion auf große Hauptpunkte und durch Aufnahme einer Fülle neuer Elemente aus anderen Religionen. Beides ist im Judentum gleichzeitig eingetreten . . . . Aber die wichtigste Vorbereitung ist die Reduktion, und sie ist vor allem jener großen Szene zu entnehmen, die uns Markus 12, 28—34 (Frage des Schriftgelehrten nach dem größten Gebot) aufbewahrt hat, — das in seiner Einfachheit größte religionsgeschichtliche Denkmal, welches wir aus der Zeit der Religionswende besitzen.“

Den meisten Widerspruch in Missionskreisen wird das vierte Kapitel erfahren, das über „Jesus Christus und die Weltmission nach den Evangelien“ handelt. Harnack steht mit beiden Füßen auf dem Boden der modernen Bibelkritik. Er kommt als moderner Bibelkritiker zu dem Resultate, daß wir aus Jesu Munde keinen Ausspruch haben, der die Heidenmission befiehlt. Der Missionsbefehl Matth. 28, 19 ff. ist dem verklärten Herrn in den Mund gelegt. Aber ideal genommen, ist Matth 28, 19 ff. doch wahr:

„Denn das Evangelium, als Protest gegen die offizielle Religion und deren Hüter, sprengte die Judenkirche, und der an das Kreuz genagelte König der Juden mußte Herrscher eines neuen Reiches werden. Der Geist Jesu Christi ist es also gewesen, der die Jünger zur Weltmission geführt hat — so haben sie es empfunden.“

Wir meinen, dabei sollten sich auch die orthodoxen Missionskreise beruhigen; denn gegen die Wahrheit kann niemand, und in dieser Frage steht selbst ein so konservativer Forscher wie Bernhard Weiß auf unserer Seite. Sodann muß es uns genügen, daß der Geist Jesu diese Kraft bei den Jüngern gehabt hat. Was bedarf es da noch besonderer Aussprüche aus seinem Munde?

Das eigentliche Thema des Harnackschen Werkes behandeln die drei übrigen „Bücher“, und zwar bringt das erste eine Darstellung der „Missionspredigt in Wort und That“, das zweite beschäftigt sich mit den „Missionaren; Modalitäten und Gegenwirkungen der Mission“, das letzte versucht eine Übersicht über die „Verbreitung der christlichen Religion“ zu geben. Der Missionsmann wird zuerst die Ausführungen des mittleren dieser drei „Bücher“ lesen; am schwierigsten war die Bearbeitung des letzten; am bedeutungsvollsten erscheint uns aber das erste zu sein.

Harnack sagt in der Einleitung zu diesem ersten Buch:

„Das Geheimnis der Anziehungskraft der christlichen Predigt und eine wichtige Bedingung ihres Erfolges lag an dem einen und vielen, das sie von Anfang an umfaßte. Sie war einerseits so einfach, daß man sie mit wenigen kurzen Sätzen zu umschreiben, in einer großen Erschütterung zu erfahren vermochte, und sie war andererseits so mannigfaltig und reich, daß sie jegliches Denken befruchtete und jedes Gefühl belebte. Fast von Anfang an vermochte sie mit jeder Bethätigung des Edlen und Guten, ja auch mit jeder Spekulation und jedem Mysterienkultus zu wetteifern. Sie war neu und alt, jenseitig und diesseitig zugleich; sie war hell und durchsichtig und wiederum tiefsinnig und geheimnisvoll; sie war statutarisch und über jedes Gesetz erhaben; sie war eine Lehre und doch keine Lehre, eine Philosophie und doch etwas anderes als Philosophie . . . Wer daher die Missionspredigt und Missionswirksamkeit darstellen will, um die überraschenden Erfolge des Christentums zu erklären, muß sich aller Momente gleichmäßig zu bemächtigen versuchen.“

Harnack verfährt danach so, daß er behandelt: 1) die religiösen Grundzüge der Missionspredigt, 2) das Evangelium vom Heiland und und von der Heilung, 3) das Evangelium der Liebe und Hilfeleistung, 4) die Religion des Geistes und der Kraft, des sittlichen Ernstes und der Heiligkeit, 5) die Religion der Autorität und der Vernunft, der Mysterien und der transzendentalen Erkenntnisse, 6) die Botschaft von dem neuen Volk und dem dritten Geschlecht (das geschichtliche und politische Bewußtsein der Christenheit), 7) die Religion des Buches und der erfüllten Geschichte, 8) den Kampf gegen den Polytheismus und Götzendienst. In einer Schlußbetrachtung handelt er dann, alles zusammenfassend, von der „vollen Ausgestaltung des Christentums“ als synkretistischer Religion. Seine These lautet: „Das stärkste Mittel der Mission im dritten Jahrhundert wurde die Kirche selbst in ihrer Totalität.“ Aber was für eine Kirche war das? „Aller Kräfte und aller Beziehungen hat sie sich bemächtigt und sie in ihren Dienst genommen.“ Die heidnischen Religionen haben den Boden für sie gedüngt; auf dies Erdreich ist das neue Samenkorn gefallen, hat seine Wurzeln in dasselbe gesenkt und ist zum mächtigen Baume gewachsen. „Synkretistisch war das Christentum von Anfang an . . . . — nicht als pures Evangelium ist es erschienen, sondern mit allem ausgestattet, was die jüdische Religion in ihrer langen Geschichte an sich gezogen hatte, und sofort auf alles das, was dort etwa noch fehlte, eingehend. Aber trotz aller Wandlungsfähigkeit bleibt diese Religion doch immer etwas einfaches — und ein Name umfaßt noch alles, der Name Jesu Christi!“ Diese Kirche nun hat in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts missioniert und den Sieg errungen. Aber warnend erhebt Harnack seinen Finger und ruft seinen Zeitgenossen am

Schlusse dieser Ausführungen zu: „Was der christlichen Religion damals den Sieg gegeben hat, verbürgt nicht die Dauer dieses Sieges in der Geschichte. Diese Dauer ruht vielmehr auf den einfachen Elementen, auf der Predigt von dem lebendigen Gott als dem Vater und auf dem Bilde Jesu Christi. Sie ruht eben deshalb auf der Fähigkeit, jenen gesamten Synkretismus auch wieder abzustreifen und sich mit anderen Koeffizienten zu verbinden. Damit hat die Reformation den Anfang gemacht."

Leider gestattet es nicht der Raum, auch auf die beiden letzten Hauptteile näher einzugehen, es findet sich auch in ihnen eine Fülle interessanten Stoffes, wohl wert, weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. Der der eigentlichen Missionsarbeit gewidmete Abschnitt handelt in seinen fünf Kapiteln 1) von den christlichen Missionaren, 2) von den Missionsmethoden, 3) von den Namen der Gläubigen, 4) von der Gemeindebildung in ihrer Bedeutung für die Mission, 5) von den Gegenwirkungen, den Verfolgungen u. s. w. Wir heben hier als besonders gelungen die schönen Charakteristiken der beiden großen Gegner des Christentums, des Celsus und Porphyrius (S. 351 ff.) hervor, ferner weisen wir auf den interessanten Exkurs über die Rufnamen der Christen hin. In der Schlußbetrachtung dieses Abschnitts weist Harnack die oft aufgeworfene Frage: „Wie hat das Christentum so viele Griechen und Römer gewonnen, daß es zuletzt die auch numerisch stärkste Religion geworden ist?" als falsch gestellt ab. Die Frage muß vielmehr lauten: „Wie hat sich das Christentum selbst so ausgestaltet, daß es die Weltreligion werden mußte?" Wir meinen, daß er auch hier das Richtige trifft. Wir stellen daneben den Satz, der sich wenige Zeilen vor dieser Stelle S. 358 findet: „Die Kirche (des dritten Jahrhunderts) wirkt durch ihr bloßes Dasein missionierend, weil sie als der zusammenfassende Abschluß der bisherigen Religionsgeschichte auf allen Linien erscheint. In diese Kirche gehörte die Menschheit am Mittelmeerbecken um das Jahr 300 einfach hinein, sofern ihr Religion, Sittliches und höhere Erkenntnis überhaupt Werte waren." Welche Folgerungen ergeben sich hieraus für den modernen Missionsbetrieb?

Der letzte Hauptteil giebt eine äußerst minutiöse Darstellung der Verbreitung der christlichen Religion. Kapitel 1 bringt Zeugnisse allgemeiner Art über Umfang und Stärke der Verbreitung und schildert die Hauptstadien der Missionsgeschichte; diese findet Harnack seit der Wirksamkeit Pauli 1) durch die Epoche des Kommodus und seiner Nachfolger, 2) durch die Jahre 260—302 bezeichnet. Besonderes Interesse erweckt Kapitel 2, das die intensive Verbreitung behandelt, die Verbreitung in den gebildeten Ständen, am Kaiserhof, beim Militär, in der Frauenwelt. Über 100 Seiten umfaßt das 3. Kapitel, das ein genaues Verzeichnis der Orte bringt, in denen christliche Gemeinden im 1. Jahrhundert, um 180 und 325 sich nachweisen lassen. Wichtig ist, daß noch z. Zt. des Philippus Arabs, also 245 der vielgereiste Origines die Zahl der Christen im ganzen sehr gering findet. Erst in den 70—80 Jahren später bis zur Zeit des Nizänums hat sich die Kirche mächtig ausgebreitet. Erst am Schlusse der diokletianischen Verfolgung war die Kirche ein bedeutender Faktor im Reiche. Harnack verzichtet darauf, Prozentzahlen anzugeben. Er begnügt sich, die Provinzen des Weltreichs in vier Kategorien je nach der Zahl der Christen zu teilen: 1) Im ganzen Gebiet des heutigen Kleinasiens, in Thrazien, in Armenien und Edessa war Anfang des vierten Jahrhunderts nahezu die Hälfte der Bevölkerung christlich, 2) Antiochien und Cölesyrien, Cypern, Alexandria nebst Ägypten, Rom, Unteritalien, Afrika proconsularis und Numidien, Spanien und wahrscheinlich auch Achaia, Thessalien, Macedonien und Südgallien waren Provinzen, in denen das Christentum einen sehr erheblichen Bruchteil der Bevölkerung bildete, 3) in Palästina, Phönizien, Arabien, in vielen Teilen von Griechenland, Norditalien gab es wenige Christen, 4) ganz spärlich oder kaum zu finden waren sie endlich im mittleren und nördlichen Gallien, Belgien, Germanien, Rhätien. Über Britannien, was uns noch interessieren würde, wagt Harnack kein Urteil abzugeben. Der große Unterschied zwischen dem Osten und Westen des Reichs springt sofort in die Augen. Trennt man aber gar nach den beiden Sprachen, nach Griechisch und Lateinisch, so steigt der Prozentsatz noch höher. Die Erklärung ist einfach genug: Eine griechische Christenheit hat es seit dem apostolischen Zeitalter gegeben, eine nennenswerte lateinische erst seit Mark Aurel. In den wichtigsten Gebieten des Reichs war das Christentum um 300 eine Macht. Es mußte also schließlich siegen. Müßig ist die Frage, ob es auch ohne Konstantin den Sieg errungen hätte. Irgend ein Konstantin hätte doch kommen müssen, früher oder später. Der Eindruck der Kirchenväter des vierten Jahrhunderts, daß sich das Christentum erstaunlich schnell verbreitet hat, besteht zu recht. 70 Jahre nach Gründung der ersten Heidenchristen-Gemeinden in Antiochien schreibt Plinius über die Verbreitung des Christentums in dem weit entfernten Bithynien in den stärksten Ausdrücken, 70 Jahre später sehen wir eine christlich-kirchliche Konföderation, die von Lyon bis Edessa reicht und in Rom ihren Mittelpunkt hat, nach weiteren 70 Jahren erklärt Kaiser Dezius, er wolle in Rom lieber einen Gegenkaiser als einen christlichen Bischof haben und es dauert wieder nur 70 Jahre, da wird das Kreuz an die römischen Feldzeichen geheftet. Die Gründe für diese schnelle Verbreitung hat Harnack in seinem Werke zu geben versucht. Sie liegen in dem Kern der neuen Religion, in ihrem Monotheismus und frohen Botschaft, in ihrer Vielseitigkeit und wunderbaren Anpassungsfähigkeit. „Diese Religion verkündigte den lebendigen Gott, von dem der Mensch geschaffen ist, und sie brachte das Leben und die Erkenntnis, sie war Weltreligion in dem doppelten Sinn, daß sie das darbot, was allen notwendig war, aber auch das brachte, was ein jeder besonders begehrte. Sie wurde Kirche, Weltkirche, und nahm damit alle Machtmittel in Beschlag, die es neben dem Schwerte giebt. Sie blieb exklusiv und zog doch alles Fremde an sich, wenn es irgend einen Wert besaß. In diesem Zeichen hat sie gesiegt; denn auf alles Menschliche, das ewige und vergängliche, hatte sie das Kreuz geheftet."

H. Lehmpfuhl.

Sonderbare Beratungen.

Das Leipziger Tageblatt, unter anderem Organ des Polizeiamts der Stadt Leipzig, brachte im Laufe der vorigen Woche folgende Ankündigung: „In einer Studentenversammlung zu Leipzig soll die Möglichkeit (!) erwogen werden (!), die Pistolenduelle in Zukunft einzuschränken (!) und man hofft (!) in der gesamten Studentenschaft der Überzeugung Bahn zu brechen, daß zum Austragen von Ehrenhändeln die blanke Waffe am geeignetsten ist"; und gleichzeitig berichtet ein anderes Blatt: „Die Bonner Satisfaktion gebende Studentenschaft erwägt (!) die Einschränkung (!) der Pistolenduelle". Mehr kann man nicht verlangen. Oder vielleicht doch? Als vor etlichen Monaten über dieselbe Frage in der Presse lebhaft verhandelt wurde, ging die Ansicht aller verständigen Leute dahin, daß darüber eigentlich nicht zu diskutieren sei, insofern auf diesem Gebiet, wie auf jedem andern, das Gesetz respektiert werden müsse, und zwar von allen Staatsbürgern, nicht ausgeschlossen die Offiziere und die Studenten. Dagegen konnten die Verteidiger des Duells nichts einwenden; das Gesetz (§§ 201 ff.) ist klar und allbekannt. Wie wenig sie aber gesonnen sind, sich ihm zu fügen, beweist ihr neuerliches Auftreten. Denn nicht um Abschaffung der gesetzwidrigen Unsitte ist es den Herren zu thun, sondern um eine kleine Milderung. Nun könnte man sich ja der Erkenntnis freuen, daß die „dummen Jungen", die in studentischen Kreisen am häufigsten zum Duell Anlaß geben, keinen Schuß Pulver wert sind, und daß „die blanke Waffe in der Regel genügt"; auch abgesehen davon, daß diese nicht ebenso gefährlich ist wie die Pistole.

„Also doch ein Fortschritt zum Bessern", möchte vielleicht jemand sagen? Ja, genau wie es einer wäre, wenn die Langfinger übereinkämen, soweit möglich (!), nicht mehr einzubrechen, sondern ohne Dietrich und Brecheisen zu stehlen, oder wie

wenn die Aufsichtsräte der Kreditinstitute und anderer Unternehmungen es sich zur Pflicht machten, nicht mehr offenbare Unredlichkeit der Direktoren gutzuheißen, sondern nur noch „die Verschleierung“, ein Vergehen, das zwar auch, aber doch nicht ebenso hart bestraft wird wie der Betrug. Ja, wie gesagt, man könnte sich des Fortschritts in der angestrebten Duellpraxis freuen, wenn nicht die ganze Behandlung der ernsten Frage so frivol und tief beklagenswert wäre. Man mache es sich doch einmal recht klar. Dieselben jungen Leute, die nach etlichen Jahren zu den „Stützen der Gesellschaft“ gehören werden, viele von ihnen sogar zu den „berufenen„ Gesetzeswächtern“, — die beraten, wie man ein Gesetz, ohne zu große Gefahr fürs Leben, übertreten könne und solle; und ohne Scheu und Scham wird die tolle Behauptung aufgestellt, „daß die blanke Waffe zum Austragen von Ehrenhändeln das geeignetste Mittel sei“. Wenn irgend etwas, so fällt das unter den Begriff des „groben Unfugs“, und so war die Erwartung berechtigt, daß die Polizei die angekündigte Versammlung verbieten werde. Geschehen ist es nicht. Ums Maß vollzumachen, beschloß die gestern abgehaltene Studentenversammlung, „den sächsischen und den preußischen Kriegsminister zu ersuchen, dahin zu wirken, daß beim Austrag von Ehrenhändeln das Pistolenduell möglichst (!) vermieden werde und an seine Stelle der Zweikampf mit blanker Waffe trete.“ Kann man sich einen größeren Hohn auf die Gesetze denken, als ein solches Ersuchen? nach dem die höchsten Behörden die Übertretung gutheißen sollen? Man darf auf deren Antwort gespannt sein. Man war es auch auf das Verhalten des Rector magnificus, der zur Zeit ein berühmter Jurist und dazu ein kirchlich konservativer Mann ist. Er hätte den Unfug verhüten können, aber er hat's nicht gethan. Auch das verdient festgenagelt zu werden. D.

Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin.

II.

Daß später, schon mit der Verheiratung und vollends mit dem Betreten der eigentlich politischen Laufbahn, dieses religiöse Element bezw. die religiöse Auseinandersetzung, zurücktritt, darf am allerwenigsten als Beweis für eine tendenziöse Verwertung desselben angesehen werden. Denn einmal wird es schließlich so wohl in jeder Ehe sein: ist man erst miteinander verheiratet, so ergeben sich andere Gelegenheiten, die innersten Gedanken über das Heilige auszutauschen von selbst, als daß man dafür zum Papier seine Zuflucht nehmen müßte. Und man wächst zweitens mit der Zeit genügend ineinander hinein, um solche Erörterungen überhaupt nicht mehr nötig zu haben, wenigstens, wo es sich nicht um allzu disharmonische Ehen handelt. Dann aber kam bei Bismarck hinzu, daß der parlamentarische Beruf, der ihn schon in dem Jahre, das auf die Schließung seines Herzensbundes folgte, anläßlich des 48er Sturmes ergriff, schon äußerlich, der Zeit nach, den Mann immer völliger ausfüllte und in der losgehenden Hetze von der Redaktionsstube ins Parlament, hernach von einem Hofe zum andern weder Muße noch Stimmung übrig ließ, den religiösen Problemen weiter nachzudenken. Möglich, ja natürlich, daß der großartige politische Beruf, der zu so unerhörten politischen Erfolgen führte, aber dafür auch in immer steigendem Maße den ganzen gewaltigen Mann in ungeteiltem Maße in Anspruch nahm, mit der Zeit auch die religiös-kirchlichen Imponderabilien allzusehr mit dem politischen Augenmaß betrachten ließ und daß darin die Schranke gelegen war, welche uns hinterdrein die Erbschaft der Bismarckschen Masse keineswegs in allen Stücken mit ungeteilter Befriedigung antreten lassen mußte. Aber vielleicht vergißt man beim Blick auf diese letzte angedeutete Unzulänglichkeit seiner kirchlichen Politik doch allzuleicht, daß nur in dieser weltlich-politischen Ungebundenheit gegenüber den kirchlich-religiösen Fragen die Möglichkeit gegeben war, auch gegenüber der Partei der pietistisch-orthodoxen Konservativen, zu deren Reihen man den jungen Edelmann in Schönhausen ursprünglich rechnen mußte, ein solches Maß von Unbefangenheit zu bewahren, wie es für den späteren Bekämpfer der Kreuzzeitungspolitik notwendig war. Und zweitens ist eben in diesem rücksichtslosen Durchsetzen des Staatsinteresses, zu dem sich der einstige Genosse hinterpommerscher Konventikelfrömmigkeit allmählich auswuchs, doch auch wieder nichts anderes zu sehen als ein Erbstück von der grundprotestantischen Auffassung von dem selbständigen göttlichen Beruf des Staates, der von Luther her dem altmärkischen Edelmann im Blute lag, und den der Ultramontanismus mit seiner scharfen Spürnase allezeit richtig genug herauswitterte, um trotz allen späteren Konzessionen Bismarckscher Realpolitik bis über das Grab hinaus keinen Namen mit ingrimmigeren Hasse zu bekämpfen, als den seinigen. Vielleicht die höchste Anerkennung, die dem Vielgeliebten und Vielgehaßten in seinem an beispiellosen Erfolgen wie an beispiellosen Undank reichen Leben zu teil geworden ist. Liegt doch darin die Anerkennung von dem ebenso grundprotestantischen als grunddeutschen Charakter des Mannes, den die Vorsehung zur Erfüllung der sehnsüchtigen Wünsche aller deutschen Patrioten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dem deutschen Volk als Führer gegeben hat. Die deutsche Nation kann unserem Herrgott nie genug dafür danken, daß er eben in der entscheidungsvollsten Zeit der modernen Völkergeschichte einen solchen ganzen Mann an die Spitze gestellt hat: ganz nach allen den Seiten hin, die den vollen Menschen machen: nach Geistesbildung wie Gefühl, ganz aber vor allem nach der Seite hin, welche die Religion unserer Zeit verlangt, ganz in Bezug auf den Willen, der damit zur That wird. Welches Glück für ein Volk, wo immer es einen solchen Mann in einer Zeit weltgeschichtlicher Entscheidung bekommt! Freilich der Weg, um zu diesem Manne zu kommen, war auch für unser Volk kein anderer als derjenige der Not. In der Not erst kommen die ganzen Männer zu Tage. Auch ein Bismarck wäre, soweit unsere Betrachtung reicht, ohne die Notzeit der achtundvierziger Jahre unentdeckt geblieben. Aber das darf uns doch immer ein Trost sein im Blick auf die Mittelmäßigkeiten, welche zur Zeit unser öffentliches Leben zu beherrschen scheinen. Es stärkt die zuversichtliche Hoffnung, daß, wenn es an den Mann geht, Gott der Herr die rechten Männer, an denen es dem deutschen Volke bisher noch nie gefehlt hat, doch immer wieder nach oben bringen wird. Inzwischen gilt es, nur immer neu von den Helden unseres Volkes zu lernen. Und was wir von einem Bismarck allezeit lernen können, das bleibt vor allem die echt germanische Treue, die er, wie in seinem hohen politischen Beruf gegenüber Staat, Volk und König, so in seinem häuslichen Kreise gegenüber den Seinigen, und zumal gegenüber dem erkorenen Weibe geübt hat, wie nicht minder die Auffassung, die er von der Religion, eben unserer christlichen, hatte: daß es weder eine Religion rührseliger Sentimentalität noch unfruchtbarer Spekulation sei, sondern aus dem dankbarfrohen Vertrauen auf Gott heraus eine Religion freudigen Wagens, des Einsetzens der ganzen Persönlichkeit da, wo es gilt, kurz der That. J. Gmelin.

Umschau.

(**Reichsland.**) Die „Kölnische Zeitung“ meldet soeben aus Berlin, daß die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg jetzt gesichert sein dürfte. Der Wissenschaft im höhern Sinne wird dadurch noch keine neue Pflanzstätte erwachsen, aber das ist sicher, daß die Regierung mit dieser neuen Fakultät ein nicht zu unterschätzendes Erziehungsmittel in die Hand erhält. Ich weiß wohl, daß vielfach es rundweg verneint wird, es werde dadurch in den bisher chauvinistisch erzogenen Seminarklerus ein germanisierendes Moment hineingetragen. Aber meine gegenteiligen Ausführungen in früheren Jahrgängen dieses Blattes scheinen doch dadurch gerechtfertigt zu werden, daß thatsächlich die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät gerade von solchen jungen Klerikern des Landes begeistert gewünscht wird, die ihr Abiturientenexamen abgelegt und womöglich nach Beendigung des Seminarkursus noch in Altdeutschland Universitätsstudien getrieben haben. Diese Kreise sind es auch,

die jetzt lebhaft einem Anschluß der elsaß-lothringischen Katholiken ans Centrum das Wort reden. Sie sind eben durch ihre akademischen Studien intensiver mit deutschem Wesen bekannt geworden und wissen jetzt mit eigenem Urteil deutsche Verhältnisse zu schauen; sie fühlen mit innerer Beschämung die krasse Rückständigkeit ihrer Seminarkonfratres und deren innere Ohnmacht deutsch-geistiger Bildung gegenüber. Mag man darum — und wir begreifen das sehr gut — von dem Standpunkte der reinen Wissenschaft immerhin dieser neuen katholisch-theologischen Fakultät ebenso skeptisch wie allen ihren älteren Schwestern gegenüberstehen, das andere soll man der Regierung lassen: sie könnte sich ein besseres Instrument zur Germanisierung des reichsländischen Klerus nicht leicht schaffen. —

Innerhalb unserer evangelischen Pfarrwelt macht sich von Jahr zu Jahr eine größere Ausgleichung der vorhandenen theologischen und praktisch-kirchlichen Gegensätze bemerkbar. Man bekam den Eindruck wieder durch die Herbstsitzung sowohl des „evangelisch-protestantischen Vereins“ als auch des „wissenschaftlichen Predigervereins“. Dem Besucher beider Sitzungen mußte auffallen, einmal wie die beiden Vereine zum Teil dieselben Mitglieder haben, dann wie der Geist theologischer Denkungsart und Schulung hier wie dort fast der gleiche ist; dabei sei bemerkt, daß der „wissenschaftliche Predigerverein“ mehr eine Gründung der Jungmodernen (etwa „der Freunde der christlichen Welt“) darstellt, der „evangelisch-protestantische Verein“ eine altliberale Gründung ist und heute noch ausgesprochen liberale Tendenzen verfolgt. Der Ausgleich zwischen beiden Vereinen wird eben dadurch bewirkt, daß die jüngeren Mitglieder beiderseits durch die gleiche Schulung der Straßburger Fakultät hindurchgegangen sind; auf ihre gediegene Wirksamkeit ist es zurückzuführen, wenn unsere jüngeren Pfarrer fast durchweg einen Hauch freieren Geistes davontragen. Wir sind soweit, daß wir wohl annähernd, wie eine der freiesten Kirchenverfassungen, so auch den am meisten frei gesinnten Pfarrerstand unter allen deutschen Landeskirchen haben. Daß dem kirchlichen Leben daraus ein Nachteil entstanden wäre, läßt sich aber nicht nachweisen, wird wohl auch nicht behauptet. Man wird darum verstehen, wenn wir hier Nachrichten von „drüben“ wie etwa die vom „Falle Dörries“ und dergleichen mit gänzlicher Verständnislosigkeit gegenüberstehen. Lebt man selbst in freier Luft, so kommt einem bei derartigen Schauermären unwillkürlich der altbiblische Stoßseufzer von der Brust: „Hüter, ist die Nacht bald hin!?“

Idealismus.

Des bin ich froh, daß Menschen leben,
Die noch beseelt ein Ideal,
Die heiter in die Zukunft schauen,
Sich ihre Welt im Herzen bauen
Hoch ob des Lebens Not und Qual.

Des bin ich froh, daß Menschen leben,
Die warmen Herzens immerfort,
Ob sie umbraust das wilde Leben,
Gern Herz und Sinn gefangen geben
Des Schönen Macht in Ton und Wort.

Des bin ich froh, daß Menschen leben,
Die edel wollen immerdar,
Begeisterung im Busen tragen,
Und deren Herzen höher schlagen
Bei allem, was da schön und wahr.

Johann Beyer.

Kirchliche Nachrichten.

Protestantisches.

(Berlin.) In der Simeonsgemeinde haben die Gemeindekörperschaften für den verstorbenen Pfarrer Schwarz den ersten Geistlichen zu wählen. In einer Versammlung des kirchlich-liberalen Parochialvereins wurde bei einer Besprechung der Wahl, die Wahl des Pastors Seidel den Körperschaften dringend empfohlen. — Für Reinickendorf wurde der zweite Pastor an der Segenskirche, Herbrechtsmeier, zum Pfarrer gewählt.

(Weimar.) Am 30. November wird die weimarische Landessynode zusammentreten. Nach den Vorlagen zu schließen, wird die Tagung kurz sein. Die Mitteilungen hierüber, sowie über die Wahlen zu dieser Synode, welche in der Presse gemacht worden sind, sind zum teil geeignet, über die Verhältnisse in der weimarischen Landeskirche sehr irrtümliche Vorstellungen zu erwecken. Es gewinnt nämlich den Anschein, als ob es bei den Wahlen darauf angekommen wäre, durch einen großen Sieg der liberalen Partei reaktionären Gefahren zu begegnen, und als ob es die Aufgabe der Synode sei, die Kirchenregierung ins „Kreuzfeuer“ zu nehmen, und das alles aus Anlaß des Falles Weingart. Über diesen Fall ist ja schon manches bekannt geworden, was dazu dient, die Gründe für die Entscheidung des Ministers zu erklären. Jedenfalls aber wird es das Recht und die Aufgabe der Landessynode sein, sich hierüber volle Aufklärung zu verschaffen. Auf die Wahlen zur Landessynode hat der Fall Weingart nur in einer Diözese einen erkennbaren Einfluß ausgeübt. Dieselben Männer aber, welche liberale Synodalwahlen vorbereitet haben, haben auch anläßlich des Falles Weingart dem Kultusminister Dr. Rothe eine von vielen Geistlichen unterschriebene Vertrauensadresse überreicht. In der That besteht im Lande das Vertrauen, daß Dr. Rothe nach den mancherlei bedenklichen Experimenten seiner nächsten Vorgänger die Verwaltung der Landeskirche wieder in die sicheren Bahnen leiten werde, in denen sie zu Stichlings Zeiten geführt wurde. — Daß Ergebnis der Wahlen ist daher gar nicht überraschend gewesen und die jetzige Synode ist nicht anders zusammengesetzt, als die vorhergegangenen. Die Geistlichen und Gemeinden der weimarischen Landeskirche sind so überwiegend liberal gerichtet, daß bei allen Wahlen zur Landessynode sich von selbst eine so große Majorität ergab, daß nichts darauf ankam, ob die kirchliche Rechte einmal eine Stimme mehr oder weniger erhielt. Diese Majorität hat auch seither in verständiger Mäßigung sich erhalten und in wahrhaft liberaler Rücksichtnahme auf die orthodoxe Minorität immer den Ausschlag gegeben. Nur mit Besorgnis für die liberale Sache selbst kann man daher aus den eingangs erwähnten Preßstimmen die Befürchtung schöpfen, daß eine extreme Strömung in der liberalen Partei die Neigung hat, sich in der bevorstehenden Synode geltend zu machen. Das würde ohne allen Zweifel zu einer Sprengung oder langsamen Auflösung der liberalen Majorität führen, welche in eine extrem-liberale und in eine Mittelpartei zerfallen würde. Die Folgen einer solchen Entwicklung erkennt jeder selbst. Wir möchten daher wünschen, daß jene glühende Kampfbegier nur in der Presse und nicht in der Synode Raum gewinne und daß es keinen der liberalen Abgeordneten gelüsten möchte, Totengräber der liberalen Majorität zu werden.

(Elsaß-Lothringen.) Friedrich Petri, der Präsident des Oberkonsistoriums und Direktoriums der Kirche Augsburgischen Bekenntnisses, will, wie die „Straßb. P.“ mitteilt, demnächst seine Ämter niederlegen.

(Baden.) Gegen den früheren badischen Pfarrer Gottfried Schwarz, welcher jetzt in Heidelberg die Monatsschrift „Das Banner der Freiheit“ herausgiebt, ist vom Erzbischöflichen Ordinariat in Freiburg in Baden bei der Heidelberger Staatsanwaltschaft Strafantrag gestellt worden. Beschuldigt ist derselbe der Beschimpfung der katholischen Kirche, die er in zwei neuerdings von ihm herausgegebenen Schriften begangen haben soll, nämlich in der Broschüre „Papst Leo XIII. vor dem Richterstuhle Christi“. 2. Aufl. 50 ₰, Friedrich Jacobis Verlag, Dresden; und in Heft 82 der Monatsschrift „Das Banner der Freiheit“, deren Leitaufsatz den Titel führt „Der Fetischdienst der Kirche“ (Selbstverlag 25 ₰). Auf Grund dieser Anklage wurden am 5. d. Mts. in der Wohnung des Angeklagten diese beiden Schriften durch die Polizei beschlagnahmt. Da übrigens der größere Teil der Auflage schon im Buchhandel war, so betraf die Beschlagnahme nur einen kleinen Rest.

Römisches.

Das Hin- und Widerspiel mit der **Straßburger katholischen theologischen Fakultät** scheint nun doch ein Ende haben zu sollen und Freiherr von Hertling scheint nicht umsonst verhandelt und wieder verhandelt zu haben. Im allgemeinen sind uns katholisch-theologische Fakultäten sympathischer als Priesterseminare, sie geben mehr Gewähr für Bildung als für Züchtung der katholischen Priester und damit auch Aussicht für eine Fortentwicklung der katholischen deutschen Bevölkerung. Freilich die „Garantien“, die Rom sich hat geben lassen, sichern wohl auch die Fakultät vor freierem Einfluß. Aber wir können doch nicht glauben, daß was in Frankreich möglich und wirklich ist, nicht auch in Deutschland möglich werden könnte, eine neue Zeit auch für die katholische Kirche unter uns.

Übrigens versichert der „Elsässer“: die Verhältnisse der protestantisch-theologischen und der philosophischen Fakultät seien nicht Gegenstand der Verhandlung mit dem Vatikan gewesen. — Das wäre auch noch schöner — was geht das Rom an!

Der **Verlag der „Wartburg“** hat auch an katholische Geistliche und Klostergemeinschaften Probenummern mit der Aufforderung zum Abonnement versandt. Das hat neuerdings in der ultramontanen Presse helle Entrüstung erregt, die wir nur dann verstehen, wenn die Herren besorgt sind, der Inhalt der Nummern könnte auch deutsche Priester zum Abfall bewegen. Übrigens wird diese Handlungsweise des rührigen Verlages in Parallele gestellt mit der Unverfrorenheit eines Herrn Curatus, der an protestantische Damen Bittbriefe für einen katholischen Kirchbau gerichtet hatte. Diese Parallele ist zunächst insofern falsch, als doch der Verleger für das Abonnementsgeld den recht guten und für katholische Priester zur Vermehrung und Vertiefung ihres religiösen Lebens wohl geeigneten Inhalt seines Blattes bietet, während der Herr Curatus den betreffenden einfach ihr Geld abnehmen möchte. Ganz entsprechend der Wahrheitsliebe der ultramontanen Presse ist das Verfahren, daß noch heute behauptet wird, der Herr Curatus habe — unabsichtlich gehandelt, während ihm nachgewiesen ist, daß auch eine evangelische Pfarrfrau einen solchen Brief erhalten hat — und während es in dem Schreiben heißt:

„Wollen Sie nicht erschrecken, gnädige Frau, wenn Sie nicht unserer Konfession sind . . .“ — „brigens entsinnen wir uns, daß vor nicht allzu langer Zeit Probenummern der „Kölnischen Volkszeitung“ an evangelische Pastoren versandt wurden, wir kennen sogar einige, die katholische Blätter eifrig lesen, aber weder für ihr Seelenheil noch für ihren Protestantismus ist uns bange — im Gegenteil.

Ausland.

Rußland. Zu den Gerüchten über den Rücktritt des Oberprokureurs des heiligen Synod, Pobjedonoszew, wird der „Tgl. Rdsch.“ aus Rußland geschrieben, daß dort von dieser Absicht des Mannes nichts bekannt sei. Auch die Hoffnungen, daß ein Wechsel in der Person einen Systemwechsel zur Folge haben werde, werden als trügerisch bezeichnet. Kaiser Nicolaus hegt die gleichen orthodoxen Gesinnungen wie sein Oberprokureur, auch ein liberaleres Ministerium könnte nichts helfen, weil der heilige Synod unabhängig vom Ministerium, vielmehr in dessen Maßregeln eingreifen kann. Auch ist zu vermuten, daß P. bereits für einen gleichgesinnten Nachfolger gesorgt hat, dessen Aufgabe nach jener Notiz zunächst die Fortführung des von P. jetzt begonnenen Werkes der Hebung der niederen Geistlichkeit sein müsse.

Kohlen & Kokes
direkt ab Zeche, daher sehr preiswert, ohne Zwischenhandel; nur erste Qualität.
H. von Bötticher, Hamburg V.

Zeit und **„Hilfe“** sind gegenwärtig die beiden beachtetsten und gediegensten politischen und sozialpolitischen Wochenschriften Deutschlands. „Vaterland, Freiheit, Sozialreform“ lautet ihre gemeinsame Parole, national und sozial sind ihre gemeinsamen Ziele!
Hilfe ist die billige Volksausgabe und kostet vierteljährlich nur 60 Pfg. bei Agenten am Orte. Mk. 1.— bei Post oder Buchhandel. **„Zeit“** ist das reichhaltigere Organ für anspruchsvolle Leser und kostet in vornehmer Ausstattung Mk. 3.— vierteljährlich bei allen Postanst. u. Buchhandlgn.
Probenummern versendet jederzeit gerne **gratis** der Verlag der „Hilfe“ in Berlin-Schöneberg.

— Firma 1870 gegr. —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung. bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Allerhöch. Auszeichn.
Berlin 219, Seydelstr.
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Bilder Fenstervorsetzer, Wandteller, Vasen, Christus-Statuen und Büsten für vornehmen Zimmerschmuck empfiehlt die Kunstanstalt von
Herm. Plenz, Berlin S, Prinzenstr. 71.
Illustr. Katalog kostenfrei.

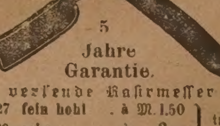
Technikum Altenburg S.-A.
für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie.
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Regierungs-Kommissar.

Beten u. modern Mensch sein
Wie s. d. beid. zus. reimt
v. Günth. Wohlfarth. f. geb. 2 *M.*
Verlagsh. Paul Waetzel in Leipzig 14.
E. Weihn.-B. w. wenige f. denk. Chr.!

Wer an **Epilepsie** (Fallsucht Krämpfen)
und anderen nervösen Zuständen leidet, verlange Broschüre darüber. Erhältlich gratis und franko durch die
Schwanen-Apotheke,
Frankfurt a. M.

Protestantenverein
Bremen.
Mittwoch, den 3. Dezember 1902, abends 7¼ Uhr,
im Kaisersaale des Künstlervereins
Vortrag
des Herrn
Pastor Hartwich-Bremen:
Richard Wagner und das Christentum. II. Teil.
Zu diesem Vortrage werden die Mitglieder und Freunde des Vereins mit ihren Damen hierdurch freundlichst eingeladen.
Der Vorstand.

Umsonst versende meinen großen **Prachtkatalog**
allerneueste Ausgabe, mit vielen Neuheiten von ff. Solinger Stahlwaaren
Waffen, Haushaltgeräthe, Gold-, Silber- u. Lederwaaren ꝛc ꝛc.
30 Tage zur Probe.



5 Jahre Garantie.
versende Rasirmesser
No. 27 fein hohl . à M. 1.50
„ 29 sehr „ . à „ 2.—
„ 33 extra „ ff. . à „ 2.50
} incl. Etuis
Sicherheits-Rasirmesser M. 3.— D.R.G.M
(Verletzung unmöglich.)
Nichtgefallendes Betrag sofort retour
Täglich zahlreiche Anerkennungen.
Emil Jansen, Stahlwaarenfabrik und Versandhaus
i. Wald No. 172 b. Solingen.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden bereitwilligst überallhin gratis und franko versandt.
Bremen. Verlag des Protestantenblattes.

Spruchbuch
von Luise Kugler. 5. Auflage.
In Prachtband gebunden mit Goldschnitt. Preis *M.* 6.—.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Letzte grossartige Neuheit
(D. R.-Patent A.) ist das
Sicherheitsrasirmesser „Volksfreund“
die bisherigen Uebelstände bei Sicherheitsrasirmessern fallen bei meinem „Volksfreund“ gänzlich fort, doppelter Schutz, ein Verletzen ganz ausgeschlossen, jeder Ungeübte kann sich sofort ohne Gefahr in 2 Minuten rasiren. Preis 3 Mark, franco gegen Nachnahme.
14 Tage zur Probe! 2 Jahre Garantie!
Zurücknahme, wenn nicht gefällt oder Umtausch, ebenso versende Rasirmesser ohne Schutzvorrichtung, alles aus bestem Silberstahl unter 2jähr. Garantie. 35 verschiedene Muster von 1.50–8 Mark pr. Stück zu jedem Bart passend. Die weltbekannte
Haarmaschine „Volksfreund“
für jede Familie zum Selbstschneiden
nur noch **Mk. 4.60** Porto extra, alles 14 Tage zur Probe! 2 Jahre Garantie! versendet die Stahlwaarenfabrik von
Friedrich Wilhelm Engels
Nümmen-Gräfrath b. Solingen. 1096
Großen illustr. Katalog mit 1800 Abbildungen und vielen Neuheiten versende an jedermann umsonst und portofrei.
Vertreter an allen Orten gesucht.

„Das schönste Buch auf dem diesjähr. Weihnachtsmarkt“
nennt eine große und angesehene Sortiments-Buchhandlung das soeben in meinem Verlage erschienene Werk:
Selige Zeit
Alte und neue Kinderlieder.
Gesammelt von **Wilh. Lobsien.** Mit Bildern von Baronesse **Knigge.**
Hochelegant gebunden, Preis Mk. 3.—.
Zu haben in allen Buchhandlungen.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Empfehlenswerte Festgeschenke!
Neu!! Soeben erschienen: **Neu!!**

Unter der alten Linde.
Deutsche Weisen
von **Carl Prümer,** Dortmund.
Tief empfundene heimatliche Lieder.
Den deutschen Frauen gewidmet!
Preis brosch. 2 *M.*, gebund. 3 *M.*

Der Cambridge-Dragoner
und andere Heidegeschichten
von Friedr. Freudenthal.
Preis brosch. 2 *M.*, eleg. gebd. 3 *M.*
Ein Heimatbuch ersten Ranges.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.